

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Michels, Volker

Materialien zu Hermann Hesses »Siddhartha«

Erster Band

Texte von Hermann Hesse. Mit zahlreichen Abbildungen

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 129
978-3-518-36629-5

suhrkamp taschenbuch 129

Mit meist noch unpublizierten Selbstzeugnissen dokumentiert dieser Band die Entstehungsgeschichte des Buches, in dem Hesse den Versuch unternommen hat, das Werk seiner christlichen, in der indischen »Heidenmission« tätigen Vorfahren in umgekehrter Richtung fortzusetzen. Nicht, daß er den Westen zu östlichem Denken und asiatischer Lebenshaltung hätte »bekehren« wollen, vielmehr ist es ihm mit seinem »Siddhartha« wie keinem anderen europäischen Autor gelungen, das scheinbar Gegensätzliche der Kulturen nicht als unvereinbar, sondern als Polarität eines Ganzen sichtbar zu machen und zwischen Ost und West tragfähige Brücken zu schlagen. Wie authentisch in dieser »Indischen Legende« buddhistisches Gedankengut assimiliert ist, beweisen nicht nur die Millionenauflagen, mit welchen Siddhartha in Indien und Japan verbreitet ist, sondern auch die Tatsache, daß das Buch am Ort der Handlung, in Indien, in zwölf verschiedene Sprachen und Dialekte übersetzt wurde.

Materialien
zu Hermann Hesses
Siddhartha

Erster Band
Texte von Hermann Hesse

Entstehungsgeschichte
in Selbstzeugnissen
und Dokumenten

Herausgegeben von
Volker Michels

Suhrkamp

Der Herausgeber dankt Herrn Heiner Hesse für seine unermüdliche Mitarbeit bei der Beschaffung und Datierung des Quellenmaterials.

9. Auflage 2016

Erste Auflage der revidierten und erweiterten Ausgabe 1986
suhrkamp taschenbuch 129

Copyright dieser Zusammenstellung

sowie sämtliche Texte von Hermann Hesse

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1975 und 1986

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: IBV Satz- und Datentechnik, Berlin

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36629-5

Inhalt

Tagebuch 1920/21	9
Die Entstehung des Siddhartha	
Eine biographische Chronik	34
Vorstudien 1907-1916 in Selbstzeugnissen	44
»Siddhartha«, Entstehung und Deutung in Briefen, Selbstzeugnissen und Dokumenten	87
Vorarbeiten und Varianten zum Siddhartha-Manuskript	287
Texte aus dem Umkreis des Siddhartha	291
<i>Erzählende Schriften:</i>	
Legende vom indischen König	291
In den Felsen	294
Robert Aghion	303
Aus Martins Tagebuch	334
<i>Autobiographische und essayistische Schriften:</i>	
Über mein Verhältnis zum geistigen Indien und China	339
Künstler und Psychoanalyse	341
Einkehr	346
Exotische Kunst	349
Besuch aus Indien	352
Sehnsucht nach Indien	355
Aus Indien und über Indien	359
Moderne Versuche zu neuen Sinngebungen	363
Nachwort zu »Weg nach Innen«	369
Mein Glaube	370
Ein Stückchen Theologie	374
Namenregister	386

Wenn ich irgendwo auf besonders kräftige Ablehnung, auf instinktiven Haß, oder prinzipielles Nichtverstehenwollen stoße, so gilt diese Ablehnung beinahe immer dem Einschlag von alt-asiatischem Geist, den man in meinen Erzählungen findet. Nun, diese instinktive Furcht vor dem Fremden, Nichteuropäischen in der indischen und chinesischen Denkart ist nach meinem Glauben dasselbe wie jeder Rassenwahn und Rassenhaß. Etwas Bekanntes, historisch und psychologisch Begreifliches, aber etwas Rückständiges, nicht mehr Lebenbringendes, etwas, was überwunden werden muß. Unterstützt wird die Rückständigkeit nicht nur durch den Fortschritts- und Technik-Enthusiasmus des Abendlandes, sondern auch durch den Anspruch des kirchlich-dogmatischen Christentums auf Alleingültigkeit.

Hermann Hesse (1956)



Hesse, am Fenster seines Studierzimmers in der Casa Camuzzi, 1919

[Tagebuch 1920/1921]

(Nach einer Krankheit)

[ca. August 1920]

Seit Wochen und Monaten liege ich nun immer im Bett, weil es doch so kalt ist, und weil sonst das Holz nicht für den Winter reichen würde, und weil man im Bett mehr Träume hat, und auch weil man sich doch schonen und Sorge tragen muß, um nicht allzu früh am Ende und verzweifelt und mit allem fertig zu sein, und überhaupt. Da steht heute der Fensterladen offen und ich sehe, daß es Sommer ist, und mein Bettliegen keinen Sinn mehr hat. Gerade heute, wo ich mir das Leben nehmen will, ist es Sommer, auf dem Fensterladen sitzt Polly, der Papagei, und singt, in den Bäumen unterm Fenster glänzen blank und schwarz die reifen Kirschen. Noch vor Stunden, vor meinem letzten Einschlafen, habe ich den Entschluß gefaßt, heute unter allen Umständen und bei jedem Wetter das Bett zu verlassen, mich zu rasieren, Stiefel anzuzieh'n und in die Stadt zu gehen, in den dreckigen Laden in der Via triombo, wo der antiquarische Revolver für 40 lire zu haben ist. Nun, da Pollys Stimme mich geweckt hat, da die Sonne hoch und heiß am weiten Himmel steht, da kein Schnee liegt, da der durchsonnte Fliesenboden mir wohligh die Füße erwärmt, nun vergesse ich den Entschluß, ich lasse ihn fallen, und sehe ihm zu, wie er fällt, wie er in ein Wasser untersinkt zu vielen anderen Dingen, anderen Entschlüssen, anderen Vergessenheiten, die ich zu andrer Stunde wieder rufen und aus der grünen Glastiefe hervorziehen werde.

Also nochmals drehen sich Erde und Sonne für mich, noch heut und noch lange spiegeln sich Blau und Wolke, See und Wald in meinem lebendigen Blick, nochmals gehört mir die Welt, nochmals spielt sie auf meinem Herzen ihre vielstimmige Zaubermusik. Über diesen Tag, über diese Seite meiner bunten Lebensblätter möchte ich ein Wort schreiben, ein Wort wie »Welt« oder »Sonne«, ein Wort voll Magie, voll Klang, voll Fülle, voller als voll, reicher als reich, ein Wort mit der Bedeutung vollkommener Erfüllung, vollkommenen Wissens.

Da fällt das Wort mir ein, das magische Wort für diesen Tag, ich schreibe es groß über dies Blatt: MOZART. Das bedeutet:

die Welt hat einen Sinn, und er ist uns erspürbar im Gleichnis der Musik.

Gern möchte ich arbeiten. Ich arbeite zwar den ganzen Tag: ich studiere, ich führe Tagebücher, ich lese und schreibe Mengen von Briefen, lese neue Bücher, male, zeichne – aber das alles ist ja bloß Sammeln, Vorbereiten, Sichstimmen, es ist noch nicht Arbeit, noch nicht konzentriert, noch nicht Werk. Schwer sind die Zeiten ohne Werk zu ertragen, ohne die Spannung und Konzentration künstlerischer oder philosophischer Arbeit.

Seit vielen Monaten¹ liegt mein indischer Roman, mein Falke, meine Sonnenblume, der Held Siddhartha da, bei einem mißglückten Kapitel abgebrochen – ich kann mich des Tages noch so wohl entsinnen, wo ich sah, daß es nicht weiterging, daß ich warten, daß etwas Neues dazu kommen müsse! Er begann so schön, er gedieh so geradlinig, und plötzlich war es aus! Die Kritiker und Literaturhistoriker sprechen in diesen Fällen vom Nachlassen der Kräfte, vom Versiegen der Stimmung, vom Verlieren der Konzentration – man lese irgend eine Goethe-Biographie mit ihren trotteltaften Anmerkungen nach!

Nun, in meinem Fall ist die Sache einfach. In meiner indischen Dichtung war es glänzend gegangen, solange ich dichtete, was ich erlebt hatte: Die Stimmung des jungen Brahmanen, der die Weisheit sucht, der sich plagt und kasteit. Als ich mit Siddhartha dem Dulder und Asketen zu Ende war und Siddhartha den Sieger, den Jasager, den Bezwingen dichten wollte, da ging es nicht mehr. – Ich werde ihn dennoch weiter dichten, einmal, am Tag der Tage, und er wird doch ein Sieger werden.

[ca. Jan. 1921]

Inzwischen schreiben mir unentwegt reichsdeutsche Couleurstudenten ihre mannhaften Haßbriefe, voll Mark und edler Entrüstung, und ich brauche nur einen dieser Briefe zu lesen, einen dieser zwanghaften, krampfartigen, bösen Briefe von Hampelmännern, so sehe ich, wie gesund ich trotz allem bin, wie ich ihnen auf die Nerven gehe, wie ich sie aufrege und in Not bringe, wie viel Verführung zu Gefahr, zu Denken, zu Geist, zu Einsicht, zu Spott, zu Phantasie doch aus meinen Worten spürbar sein

¹ Seit August 1920.

muß. Aber wie traurig ist doch der Geist, vielmehr die Geistlosigkeit, aus der jene Gesinnungen und Briefe kommen! Ein Student aus Halle schrieb mir kürzlich, und nachdem er mir seine und seiner Kommilitonen tiefe und tödliche Verachtung ausgesprochen, legt er ein Bekenntnis ab – er nennt diejenigen deutschen Namen, zu denen er sich bekennt, die er als Fahnen und Vorbilder über sich weiß. Es sind: Kant, Fichte, Hegel, Wagner und noch einige! Also kein Goethe, kein Hölderlin, kein Nietzsche, auch kein Grimm, auch kein Eichendorff, und von den Musikern weder Mozart noch Bach noch Schubert, sondern einzig Wagner! Was ist das für eine vereinfachte, verarmte, mäßige dünne Geisteswelt! – Nur Geduld, Siddhartha!

Aber Geduld ist schwer. Geduld ist für den Geist das Schwerste. Es ist das Schwerste und ist das Einzige, was zu lernen sich lohnt. Alle Natur, alles Wachstum, aller Friede, alles Gedeihen und Schöne in der Welt beruht auf Geduld, braucht Zeit, braucht Stille, braucht Vertrauen, braucht den Glauben an langfristige Dinge und Prozesse von viel längerer Dauer als ein einzelnes Leben dauert, Glauben an Zusammenhänge und Dinge, die keiner Einsicht eines Einzelnen zugänglich sind. »Geduld« sage ich, und könnte ebenso gut sagen Glauben, Gottvertrauen, Weisheit, Kindlichkeit, Einfalt.

Wie seltsam lange braucht man, um sich selbst ein klein wenig zu kennen – wie viel länger, um Ja zu sich zu sagen und in einem überegoistischen Sinne mit sich einverstanden zu sein! Wie muß man doch immer wieder an sich herum machen, mit sich kämpfen, Knoten lösen, Knoten durchhauen, neue Knoten knüpfen! Ist man damit einmal zu Ende, ist einmal die volle Einsicht, die volle Harmonie, das volle fertige Lächeln und Jasagen da, ist dies Ziel einmal erreicht: dann lächelt man und stirbt, das ist der Tod, das ist die Erfüllung des Diesmaligen, der willige Eintritt ins Gestaltlose, um daraus wiedergeboren zu werden. So weit vermag ich diesen Faden zu denken. Das Nichtmehrgeborenwerden, das echte Nirwana, die Seligkeit des Erreichthabens, ist mir in ihrem vollen, echten Sinn (nicht in dem einer bloßen Müdigkeit und Sehnsucht nach Rast) noch niemals ganz erfaßbar und vorstellbar geworden. Siddhartha wird, wenn er stirbt, nicht Nirwana wollen, sondern neuen Umlauf, neue Gestaltung, Wiedergeburt.

Ach, zehn und mehr Tagebücher sollte ich führen. Drei, vier habe ich schon begonnen. Eines heißt »Tagebuch eines Wüst-

lings«¹, eines »Urwald der Kindheit«, eines »Traumbuch«. Dazu müßte ein Malertagebuch kommen, ein Musiktagebuch, eines über den alten Kampf zwischen Lebenstrieb und Todessehnsucht, Tagebuch des Selbstmörders, vielleicht auch ein Tagebuch der Besinnungen, des Suchens nach Maßstäben: Anwendung des persönlich Gedachten auf Allgemeines, auf Natur, auf Politik, auf Geschichte. Und dann noch drei oder vier andre Bücher müßte ich führen können, um eine Weile den Versuch der Polyphonie und Bipolarität zu machen, um die Rundheit und Allseitigkeit der Seele irgendwie zu dokumentieren. Es geht nicht, schon das Kleinste ist zuviel, schon das Simpelste zu kompliziert, die Hand müßte zwanzig Finger und der Tag hundert Stunden haben. O indische Götter mit zehn und zwanzig Armen! Wie wahr seid ihr!

Und mit allen diesen zehn Tagebüchern wäre nur erst notiert, nur erst geschrieben! Noch nicht geschlafen und geträumt, noch nicht gemalt und musiziert, noch nicht Freundschaft, Liebe, Hunger, Geschlecht, Lebensfülle gelebt – nein, der Tag müßte tausend Stunden haben!

Man kann ja natürlich Maß halten, man kann Technik üben, beim Möglichen bleiben – aber jedes versuchte Maß ist gar so nah bei jenem Maß, mit dem die Schullehrer den Goethe messen – und hat es denn einen Sinn, sich um Mögliches zu bemühen? Schon das kleinste Kunstwerkchen, eine Bleistiftskizze von sechs Strichen und ein Gedichtvers von vier Zeilen versucht frech und blind das Unmögliche, geht aufs Ganze, will das Chaos in die Nußschale schöpfen!

Das ist das Leid des Künstlers. Ein Werk gestalten, geduldig, fleißig, liebevoll, ein Gedicht, ein Bild, einen Roman – und daneben rollt die Welt, wird stündlich reicher, voller, vielfältiger – und man soll nun an seinem dünnen Faden bleiben, sein Werk weiter spinnen, diesen einen, einzigen, armen Faden, soll täglich und stündlich die Flut von Träumen, Ansichten, Einfällen unterdrücken oder einschmelzen, um weiter an der einen dünnen Melodie zu dichten, in der man doch kein Tausendstel des Gewollten einfängt! Furchtbar ist dieser Zwang zum Gestalten, furchtbar und herrlich, und wird von Mal zu Mal, von Versuch zu Versuch,

1 »Aus dem Tagebuch eines Entgleiten« in »Materialien zu H. H.'s »Der Stepwolf««. Frankfurt a. Main, 1972, S. 199ff.

von Werk zu Werk schwerer, verhängnisvoller, entsagungsreicher, wütender und glühender. Und dann das Ergebnis! Ich meine nicht den »Erfolg«, das Urteil der Schreiber, den Beifall des Bürgers, den Brief des Backfischs – diese Mißverständnisse sind komisch und lassen sich ertragen – sondern das tatsächliche Ergebnis, das »Werk« selbst, so wie es schließlich vor dem Künstler liegt und ihn ansieht – so klein, so spöttisch, so gar nichts! Es soll Künstler geben, die ihre fertigen Werke lieben – wie ist das möglich?!

Wenn man die Dichtung als Bekenntnis auffaßt – und nur so kann ich sie zur Zeit auffassen –, dann zeigt sich die Kunst als ein langer, vielfältiger, gewundener Weg, dessen Ziel es wäre, die Persönlichkeit, das Künstler-Ich so vollkommen, so verästelt, so bis in alle Spaltungen hinein auszusprechen, so vollkommen auszusprechen, daß dies Ich am Ende gleichsam abgewickelt und erledigt, daß es ausgetobt und ausgebrannt wäre. Dann könnte das Höhere folgen, das Überpersönliche und Überzeitliche, die Kunst wäre überwunden, der Künstler wäre reif, ein Heiliger zu werden. Die Funktion der Kunst, soweit sie die Person des Künstlers selbst angeht, wäre dann genau dasselbe wie die Funktion der Beichte, oder der Psychoanalyse. Diesen Sinn hatten alle späteren Schriften Nietzsche's, die Bekenntnisbücher Strindberg's, die Aufzeichnungen Flaubert's.

Das Ende und Ziel des Künstlers wäre dann nicht die Kunst oder das Werk, sondern die Selbstaufhebung, die Preisgabe und Opferung des beschränkten, in Komplexen und Leiden gefangenen Ich zu Gunsten der Seelenstille und Heiligkeit, das Ziel wäre die Entwicklung zum überpersönlichen Ich, zum Heiligen, der auf die Welt und Zeit nicht mehr persönlich reagiert, sondern in dessen Seelenzustand das Chaos der Welt zu Sinn und Musik wird, in dessen Atem Gott ein und aus geht. Es ist nur die Frage, ob dieser Weg vom Künstler zum Heiligen, vom Bekennen und Beichten zum Ruhen in Gott wirklich ein Weg ist, ob er möglich ist, ob man ihn gehen, ob er zum Ziel führen kann. Ich weiß es nicht, und ich zweifle sehr daran, obwohl ich selber eben diesen Weg gehe, gehen muß! So wie ein Mensch sich in einer Psychoanalyse verlieren kann, indem er von der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit aller Äußerungen seines Unbewußten fasziniert wird, so kann der bekennende Künstler, indem er Stoß um Stoß

sich selber auswirft, sich selber ausspricht, sich selber rastlos abwickelt und ausspeit, gerade immer tiefer in die Zusammenhänge seines beschränkten Ich hineingeraten, sich immer tiefer in die eigenen Probleme, die eigenen Leiden, die eigenen Komplexe verwickeln, und dies führt genau in die entgegengesetzte Richtung, macht den Künstler genau zum Gegenteil des Heiligen. (Nebenbei gesagt: ich verstehe unter dem »Heiligen« etwas zum Teil anderes als die christliche Terminologie, ich meine mit ihm nicht den Gerechten, sondern vor allem den Frommen, den mit Gott Einverstandenen, der alles, was seine Sinne ihm zutragen, als gottgewollt, also notwendig, also gut aufzunehmen vermag, der stets fähig ist, zwei Gegensätze als Einheit zu sehen, zu jedem Standpunkt den polar entgegengesetzten als gleichberechtigt anzuerkennen.)

Der Haken liegt darin, daß wahrscheinlich das Bekenntnis des Künstlers, einerlei welchen Sinn er ihm bewußt unterlege, niemals reine Beichte ist! Die reine Beichte ist einfach das Ausbrechen gärender Säfte, ist Entledigung, Entäußerung, Lüftung. Das künstlerische Bekenntnis dagegen neigt stets und unfehlbar nach der Selbstrechtfertigung. Die Beichte wird vom Künstler überschätzt, er wendet ihr eine Liebe und Sorgfalt zu wie nichts anderem in der Welt, und je aufrichtiger, je sorgfältiger und vollständiger, je rücksichtsloser das Bekenntnis ist, desto mehr ist es in Gefahr, wieder ganz Kunst, ganz Werk, ganz Selbstzweck zu werden. Der Künstler neigt stets dazu, in seinem Bekenntnis aufzugehen, seine ganze Aufgabe und Leistung in seine Beichte zu verlegen, und damit immer im Zauberkreis der eigenen, persönlichen Angelegenheiten rundum zu irren. Denn der Künstler ist ohnehin ein Mensch, der die Bedeutung seines Werkes übertreiben muß, weil er seine ganze Lebensleistung, damit seine ganze Selbstrechtfertigung aus dem Leben weg in sein Werk verlegt hat. Man vergleiche die Konfessionen eines Heiligen mit denen eines Literaten, so wird sofort der Unterschied klar: Augustinus und Rousseau. Der eine gibt sich selbst preis, weil er sich Gott anheim gegeben hat: der andre rechtfertigt sich. Vom gleichen Antrieb ausgehend, enden sie an genau entgegengesetzten Polen: der eine beim Heiligen, der andre beim Dichter: der eine überwindet seine Person und wird ein großer Mensch, der andre bleibt in seinen Komplexen gefangen und kommt über den interessanten Menschen nicht hinaus. Für mein Gefühl steht Nietzsche in

der Mitte zwischen jenen beiden, während Strindberg ganz nahe bei Rousseau steht.

Da wäre freilich der alte, klare, einfache Weg auch für mich, den Künstler, der bessere: der sofortige und rücksichtslose Verzicht auf das empirische Ich, die Imitatio Jesu. Warum ich diesen einfachen Weg nicht gehe, warum er mir verschlossen ist (sei es nun für immer oder nur für jetzt), weiß ich noch nicht. Mein Leben könnte dadurch nicht schwerer, nicht heikler, nicht schmerzlicher und problematischer werden als es jetzt ist – und doch ist jener Weg mir nicht offen, oder noch nicht. Und doch sehe ich: es ist der einzige, der zum Heiligen führt, und der ist nun einmal das stärkste und lockendste Vorbild für mich. Wäre ich in einer anständigen religiösen Tradition aufgewachsen, etwa als Katholik, so wäre ich wahrscheinlich zeitlebens dabei geblieben. So aber gehört es zu meiner Herkunft und Bestimmung, daß ich aus einer zwar intensiv religiösen, aber durchaus protestantisch-sektiererischen Tradition herkomme. Und das ist ja nicht zufällig – ich habe das gewollt, ich habe mir selbst diese Herkunft, diese Konfession, diese Belastung mit Sektierer- und Reformationsgeist ausgewählt oder eingebrockt, und wie in der Stunde meiner Geburt Saturn und Mars, Jupiter und Mond gestanden sind, und nichts anders sein konnte und durfte, so stand auch der fromme pietistische Vater und der protestantische Taufstein für mich bereit. Es war mir nicht bestimmt, es lag nicht in meinem Plan, die Bequemlichkeiten und Genüsse einer haltbaren, einer guten, schönen und gesunden Religion zu den Stützen meines Lebens zählen zu dürfen: es war mir notwendig, in einer aufrührerischen, überhitzten, in einer unglücklichen, kurzfristigen, sich selber zerstörenden Religion aufzuwachsen, die ich mir mit dem ersten Erwachen des Denkens selber zerstören mußte. Ja, ich habe das gewollt, ich habe mir das aufgeladen, wie meinen Körper, mein Vaterland, meine Sprache, meine Fehler und Begabungen.

Meine Beschäftigung mit Indien, die nun schon bald zwanzig Jahre alt ist, scheint mir nun an einem neuen Entwicklungspunkt angelangt zu sein. Bisher galt mein Lesen, Suchen und Mitfühlen fast ausschließlich dem philosophischen, dem rein geistigen, dem vedantischen und buddhistischen Indertum, die Upanischaden und die Reden Buddhas standen im Mittelpunkt dieser Welt.

Erst jetzt nähere ich mich mehr dem eigentlich religiösen Indien der Götter, des Vishnu und Indra, Brahma, Krishna etc. etc. Und jetzt erscheint der ganze Buddhismus mir mehr und mehr als eine Art indischer Reformation, genau entsprechend der christlichen. Buddha, obgleich der viel Tieferer, scheint mir jetzt sehr wohl mit Luther vergleichbar (natürlich nur in seinem Verhältnis zum Alten, zum Priestertum und Brahmanismus). Und der Verlauf der großen buddhistischen Welle scheint mir sehr ähnlich dem Verlauf der Reformation in Europa. Es beginnt beidemale mit einer Vergeistigung und Verinnerlichung, es wird das Gewissen des Einzelnen zur wichtigsten Instanz, es wird mit äußerlichem Kult, mit Käuflichkeit der Gnade, mit Zauber und Opferkult aufgeräumt, die Priesterkaste verliert an Einfluß, das Denken und Gewissen des Einzelnen wehrt sich gegen alte Autoritäten. Inzwischen aber reformiert und erneuert sich das angegriffene und erschütterte Alte in sich selbst, und während die neue Lehre ziemlich rasch abgebraucht wird und als Kirche und Volksreligion wieder degeneriert, zeigt sich die alte, naive Religion als die ausdauerndere und steht mit neuen Kräften da. Wie nach wenigen Jahrhunderten die protestantische Kirche verkommt, als Kult verarmt und verknöchert, so sinkt ähnlich der Buddhismus wieder zurück vor dem Auffluten neuer Kulte und Seelenwelten aus dem alten Götterreich. Der abgeschaffte Vishnu und Indra kehrt wieder, Götter um Götter werden geboren, verwandeln sich, bereichern sich, werden verehrt, werden in aufblühenden riesigen Kunstwerken gefeiert, und die buddhistisch-reine, stille, gute, heilige Lehre, die eine Zeitlang die Erlösung der Welt und das Ende aller Priesterherrschaft bedeutet hatte, wird allmählich zu einer stillen, geduldeten Sekte, deren Fortbestehen niemand aufregt, an deren Lehre und Kult aber das Herz des Volkes keinen Teil mehr hat. Beidemale, in Indien und in Europa, ist die götterlose, scheinbar so viel reinere, geistigere, protestantische Religion nicht als Religion zeugungsfähig geblieben, sie wird zu Philosophie, zu Wissenschaft, zu Dialektik. Allerdings hat bis heute die katholische Kirche, wenn sie auch sichtlich die Reformation siegreich überdauert, nicht entfernt die schöpferische Kraft gezeigt wie der Brahmanismus.

Was die katholische Kirche vor den reformierten, was der Götterkult vor dem Buddhismus voraus hat, ist nicht etwa bloß die Ästhetik, die Anschaulichkeit und reiche Form des Kultus. Es

ist vor allem die Elastizität und Plastizität des Gedankens und die unendlich größere Anpassungsfähigkeit. Der reformierte, puritanische Glaube fordert eine Hingabe des Selbst, deren wenige fähig sind, und auch die wenigen nicht immer, nur in seltenen gehobenen Stunden. Das Opfer meiner Selbst, meiner Triebe und Wünsche kann ich nur selten und nur unvollkommen bringen; das Opfer der Gaben, der Anbetungen, der Bekränzungen, der Tänze und Kniebeugen aber kann ich jederzeit leisten, und in der rechten Stunde werden auch diese scheinbar äußerlichen, rohen und mechanischen Opfer innerlich eins sein mit der Darbringung meiner Selbst. Der katholische Gottesdienst ist zu jeder Stunde möglich, der katholische Priester braucht nur das Meßgewand anzuziehen, um sofort Priester zu sein – der lutherische Gottesdienst widerspricht sich selbst und entbehrt der Weihe, und der protestantische Priester muß in langen, mühsamen Predigten beweisen, daß er Priester sei, und niemand glaubt es ihm. Und so erzieht denn auch jede reformatorisch gefärbte Religion zu einem bösen Kultus der Minderwertigkeitsgefühle.

[ca. 17. 2. 1921]

Heut Nacht hatte ich einen ungewöhnlichen Traum, insofern ungewöhnlich, als ich meines Wissens bisher noch nie einen tiefen Absturz geträumt habe, ohne am Ende des Sturzes zu erwachen. Und diesmal erwachte ich nicht, wenigstens nicht ganz. Es war so: Ich fuhr, mit einer ganzen großen Gesellschaft, in einem Wagen mit Pferden auf einer Landstraße. Wir kommen an eine Stelle, wo die Straße große Kurven macht, und plötzlich sehe ich, daß unsre Pferde, statt der Kurve nach, gradeaus laufen und senkrecht in den Abgrund stürzen. Im Augenblick waren wir auch schon fallend in der Luft, alle wurden still und bleich, man wartete in furchtbarster Spannung auf den Moment, wo wir unten aufschlagen würden. Das Fallen durch die Luft dauerte lange, dann sagte einer von uns: »Jetzt!«, und wir schlugen auf und ich verlor das Bewußtsein. Ich hatte das Gefühl, ich würde am Leben bleiben, aber natürlich nicht unverletzt, und wartete mit banger Spannung darauf, wie mir beim Wiedererwachen aus der Ohnmacht zu Mute sein werde. Ich erwachte dann auch, ganz langsam und allmählich, und hatte zunehmend ein häßliches Gefühl von Kranksein und Lähmung.

Heute nach langer Zeit kam wieder einmal ein Mensch zu mir. Ich hatte nach Tisch, um mich warm zu laufen und um Holz zu sparen, meinen üblichen Winterspaziergang gemacht, war im leise fallenden Schnee gegen zwei Stunden unterwegs gewesen und kam wieder nach Hause, zündete Feuer im Kamin an und dachte: da sitze ich nun wieder einmal und könnte ebenso gut in Berlin oder Amerika oder längst tot sein, mein Tun und Leben ist für niemand nütze, verläuft einsam in sich selber, ohne Frucht. Da klopfte es, ich kam etwas unwirsch heraus, eine fremde Dame stand draußen, fragte nach mir, kam herein, nannte keinen Namen, setzte sich vor den Kamin und begann sofort zu erzählen. Sie hatte das Bedürfnis zu beichten, wußte von mir, weil sie Demian gelesen hatte. Sie erzählte die Geschichte ihrer Ehe, sie war eben ihrem Mann davongelaufen, vieles war mir geläufig, andres neu und seltsam. Gegen drei Stunden saß sie und erzählte, oft sehr mühsam und stöhnend, ich sagte fast gar nichts, hörte nur zu und sprach am Schluß freundlich und behutsam zu ihr, wie Leidende es brauchen. Dann ging sie wieder, sichtlich erleichtert, und so kann ich mir nun einbilden, daß mein Nachmittag doch nicht ins Leere gefallen ist und irgend eine Frucht trägt.

Aber es gibt nichts Schwereres, als irgendwie Beichtvater oder Seelsorger zu sein. Es kommen je und je Menschen mit solchen Bedürfnissen zu mir, aber für mich ist es häufig nicht bloß schwierig, sondern bringt mich geradezu zurück und schadet mir. Im Grunde kann ich, wenn ein armer Mensch mir seine Geschichte erzählt hat, eigentlich nichts andres sagen als: »Ja, das ist traurig, so traurig ist das Leben oft, ich weiß es, es ist mir auch so gegangen. Suche es zu tragen, und wenn alles nimmer hilft, dann trinke eine Flasche Wein, und wenn auch das nichts hilft, dann wisse, daß es die Möglichkeit gibt, sich eine Kugel in den Kopf zu schießen.« Statt dessen versuche ich, meine Trostgründe und Lebensweisheiten aufzuführen, und wenn ich auch wirklich einige Wahrheiten weiß, so sind sie doch alle im Augenblick, wo man sie laut ausspricht und sie als Medizin gegen einen tatsächlichen, aktuellen Schmerz verzapft, ein wenig theoretisch und leer, und plötzlich kommt man sich vor wie ein Pfarrer, der mit gewohnten Sprüchen seine Leute tröstet und dabei das elende Gefühl hat, etwas Handwerksmäßiges zu tun.

Das vergangene Jahr, 1920, ist wohl das unproduktivste in mei-

nem Leben gewesen, und damit das traurigste, obwohl es nicht das Jahr der schwersten Erschütterungen war. Jetzt, in diesem neuen Jahr 1921, geht es im selben Stil weiter. Es ist schon seltsam, wie recht in diesen Dingen die Astrologie hat, wenigstens wenn sie von einem Menschen wie Englert¹ geübt wird. Ich habe astrologisch schwere Oppositionen, die noch lange dauern werden, und die sich in meinem Leben als schwere Hemmungen und Depressionen äußern. Oft fällt es mir lächerlich schwer, das Leben weiterzuführen und nicht wegzuerwerfen, so leer und fruchtlos ist das Leben geworden.

Vor zwei Jahren war mein letzter Höhepunkt. Das Jahr 1919 bis zum September war das vollste, üppigste, fleißigste und glühendste meines Lebens. Im Januar schrieb ich »Kinderseele« zu Ende und im selben Monat innerhalb drei Tagen und Nächten den »Zarathustra«, gleich darauf den Akt »Heimkehr«, dabei war mein Leben sehr gehetzt, meine Frau im Irrenhaus, im April erfolgte die Trennung von meiner Frau und Familie, der Wegzug von Bern, alles voll Sorgen und Schwierigkeiten innen und außen, aber kaum war ich im Tessin, so fing ich »Klein und Wagner« an, und kaum war der fertig, schrieb ich den »Klingsor«, und daneben malte ich Tag für Tag, viele hundert Studienblätter voll, zeichnete, hatte regen Verkehr mit vielen Menschen, hatte zwei Liebschaften, saß manche Nacht im Grotto beim Wein – an allen Enden zugleich brannte meine Kerze. Und jetzt lebe ich, seit fast anderthalb Jahren schon, wie eine Schnecke, langsam und sparsam, arbeite zwar viel (mechanisch: Korrespondenz, Studien, Lektüre, Buchrezensionen etc.), aber nichts Produktives, die Flamme ist ganz tief geschraubt. Komischerweise sind gerade in diesem toten Jahr 1920 eine ganze Reihe von Publikationen von mir erschienen, man gratuliert mir oder schüttelt den Kopf zu solcher Fruchtbarkeit, aber alles liegt weiter zurück, in Wirklichkeit habe ich in diesem ganzen Jahr außer wenigen kleinen Aufsätzen und dem steckengebliebenen ersten Teil des »Siddhartha« nichts produziert.

Heute ist wieder ein aggressiver Haßbrief gekommen, von einem Arzt und dilettantischen Dichter in München, der mir die Eröff-

1 Josef Englert (1874-1957), Ingenieur, Freund Hesses, »Jup der Magier« in »Klingsors letzter Sommer«, erstellte auch Hesses Horoskop, vgl. »Gesammelte Briefe«, Bd. 1, (1895-1921), S. 573 ff.

nung eines literarischen Feldzuges gegen mich mitteilt und mich in der üblichen Weise angreift. So deutlich die direkten Motive des Mannes sichtbar sind – er hat sich vor einem Jahr bei einem Aufenthalt in Lugano an mich anzubiedern versucht und ist von mir abgewiesen worden –, so sehe ich doch, daß die Mentalität, aus der solche Briefe stammen, mich noch als Rätsel beschäftigt, denn ein Rest von Ärger oder Mißstimmung über diese ziemlich rüden Briefe ist bei mir doch da. Sie alle nehmen an, daß es mir darum zu tun sei, Einfluß zu haben und Ruhm zu ernten, ein »Führer« zu sein etc., und ich sehe nun auch, daß dieser Irrtum zum Teil von einer mißverständlichen Auffassung meiner Tätigkeit bei »Vivos voco«¹ herrührt. Aber ganz ist mir das Rätsel doch noch nicht gelöst, und da ich über diese Briefe zwar lachen kann, sie aber gelegentlich doch immer noch als lästig empfinde, muß auch bei mir noch ein Fehler und Irrtum da sein. Bin ich denn wirklich von der ganzen Welt, in der diese Menschen leben, von dem ganzen Lärm und Wettbewerb der Literatur, Politik, Presse etc. etc. so weit weg, daß die Sprache dieser Welt mir gar nimmer verständlich ist? Das kann kaum sein. Wenn ich mit jener Welt auch nichts mehr gemein habe, ich habe doch lang genug ihre Luft geatmet, um sie zu kennen. Ich sollte über alles, was aus jener Welt kommt, die Achsel zucken und lächeln können, und es nach einer Minute schon vergessen haben. Warum ist das nicht so? Ist da ein Fehler bei mir, ein Komplex, eine falsche Einstellung, oder ist es nur die Erbsünde, die Ur-Trauer, an die jene Angriffe mir rühren, etwa so wie man beim Anblick von großem Elend, von scheußlichen Krankheiten, von jammervollen rußigen Fabrikstädten vom Gefühl ergriffen wird, das Leben sei doch nichts wert und es wäre besser, es gäbe keines? Ich habe über das nachgedacht, was jene Leute, jene Briefschreiber von mir halten, und weiß, daß ich vom Ehrgeiz eines »Führers« völlig frei bin, nicht aber vom Ehrgeiz oder der Eitelkeit des Künstlers. Und möglicherweise sitzt dort der Haken, vielleicht bin ich nur darum mit einem Rest meines Wesens empfindlich gegen jene Angriffe, weil es mich enttäuscht, daß ich trotz meiner intensiven Bemühungen, mein Wesen und meine Stellung zur Welt auszudrücken und in Worten zu gestalten, doch so

1 1919 gründete Hesse gemeinsam mit Prof. Richard Woltereck die literarisch-politische Monatsschrift »Vivos voco«, als deren Herausgeber Hesse bis 1922 zeichnete.